

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 31

Artikel: Die erzieherische Bedeutung der Berufslehre und vom Werte der Arbeit
Autor: Stocker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Schlusse geben wir noch einige wenige Daten zu Niklaus Manuels Leben. Sein ursprünglicher Name Niklaus Allemann deutet auf welsche Abstammung hin. In Bern tritt er urkundlich 1509 zuerst auf und zwar wurde ihm und seiner Braut Katharina Frisching damals der Ehebrief ausgestellt. Als Maler von Beruf tritt er uns 1513 in den Urkunden zuerst entgegen. Er wird nur mehr Niklaus Manuel oder Emanuel genannt. Sein Namenszeichen auf den Bildern ist N. M. D.; er hat sich selbst Niklaus Manuel Deutsch geschrieben. Da sein Handwerk ihn schlecht nährt, geht er in fremde Kriegsdienste, so auch 1522 als Feldschreiber des Berner Heerhaufens unter Albrecht vom Stein nach Mailand. Er machte die schimpfliche Niederlage der Schweizer bei Bicocca mit. Das Spottlied, das die siegreichen Landsknechte auf die Schweizer sangen, beantwortete er mit den grimmigen Versen „Boß Marter, Kuri Belti“.

Das Jahr 1523 brachte Manuel die Ernennung zum Landvogt von Erlach. Zu Ostern 1528 wurde er in den Kleinen Rat gewählt, im gleichen Jahre wurde er Mitglied des neu errichteten Chor- und Sittengerichts und etwas später Venner des Gerberviertels. Für die Kunst ging er nun ganz verloren, da der Staatsdienst ihn ganz in Anspruch nahm. Sein Todestag im April des Jahres 1530 kann nicht mit völliger Sicherheit festgelegt werden.

Im Berner Kunstmuseum hängt seine „Enthauptung Johannes des Täufers“, eines der wenigen Werke des Malers, das unserer Stadt erhalten blieb. Es wurde im 6. Jahrgang auf S. 447 dieses Blattes reproduziert. Das Kunstmuseum besitzt auch das Selbstbildnis Manuels, das aus seinen letzten Jahren stammt. Es zeigt den Künstler mit eingefallenen Wangen und tief eingepprägten Leidenszügen. Doch seine Augen sind hell und sanft und verraten ein weiches Gemüt. Die Inschrifttafel, die seit kurzem sein Wohnhaus an der Gerechtigkeitsgasse in Bern bezeichnet, nennt ihn in dankbarer Würdigung seines Wirkens „der Stolz, die Ehre Berns“.



Aus Niklaus Manuels Totentanz nach der Kopie von A. Kauw: Der Tod holt die Jungfrau. Stifter: Michel Glaser, Münzmeister und später Löwenwirt zu Bern, 1513 im „Könizer Sturm“ als „Kronenfresser“ hingerichtet. (Wappen rechts oben.)

Die erzieherische Bedeutung der Berufslehre und vom Werte der Arbeit.*)

Von Otto Stocker, Basel.

„Seit letzten Frühling bearbeitete ich mit viel Freude mein kleines Stück Pflanzland. Was mich dazu trieb, mir solches zu verschaffen, war die Sorge um die Familie, dann aber auch ein tiefes Bedürfnis nach ausgiebiger körperlicher Bewegung. Mit steigendem Unbehagen hatte ich im Laufe des Winters wahrgenommen, wie sehr die Einseitigkeit meiner Berufsarbeit mir zusetzte, wie die Geschmeidigkeit des Körpers abzunehmen und einer vorzeitigen Brüchigkeit zu weichen schien. Reizvoll dünkte mich auch die Gelegenheit zur Eigenproduktion, und alles in allem ahnte ich ein Stück wertvoller Erfahrung zum Zwecke der Berufsberatung.“

Nachbarn ließen den Pflug durch das hartgetretene Wiesland führen. Ich wies den Gedanken von mir, ein Gleiches zu tun. Für Gartenzwecke hätte es nur halbe Arbeit gegeben. Was aber die Hauptsache war: Mir wäre die Gelegenheit zu ausgiebiger Betätigung geraubt worden. Der Anfang gestaltete sich bedrückend. Oh, das Kreuz!

*) Aus einem Referat von Otto Stocker, Berufsberater in Basel, gehalten am 1. Instruktionkurs für Berufsberatung in Winterthur im Oktober 1917. Abgedruckt aus der Broschüre „Berufsberatung“, die eine große Zahl der an jenem Instruktionkurs gehaltenen Vorträge enthält und solchermaßen eine interessante, für Eltern und Volkserzieher wertvolle Lektüre darstellt. Kommissionsverlag von Wepf, Schwabe & Cie., Basel.

Diese rasche Müdigkeit! Das Abstechen des Rasens verursachte doppelte Mühe. Nur sehr langsam ließ ich die Arbeit vorangehen, mußte ich doch kein Geld dabei verdienen. So konnte ich es „gemütlich“ nehmen. Das Gemüt durfte dabei sein, und es fand Nahrung, reichlich. Die rasche Müdigkeit wich und machte einem wonnevollen Zusammenspiel der körperlichen und geistigen Kräfte Platz. Das Tierleben, das jeder Spatenstich aufdeckte, gab Anlaß zu Beobachtungen und zu Vergleichen mit dem Menschenleben. Was steigende Genugtuung verschaffte, war, daß in aller Ruhe reelle Arbeit geleistet werden durfte. Es kam aber auch die Einsicht, daß es einfach nicht anders ging, wollte ich mich nicht mit einer schlechten Ernte selbst bestrafen. Ich verdünnte die Erdbissen, stach noch tiefer und trug den Rasen, statt unterzugraben, zu einem Haufen. Die strahlend schöne Maiwitterung ließ es zu, daß jeden Abend die Arbeit fortgesetzt werden konnte, und jeder Abend endete mit einer wohligen Müdigkeit und einer rechten inneren Zufriedenheit über die geleistete Tagesarbeit. Man konnte deren Erfolg doch sehen, durfte mit gutem Grund hoffen, daß dank der guten Saat aus der tiefgelockerten Erde gewiß einmal ein erfreuendes Wachstum hervorbrechen werde.

Aber erst die sonnigen, taufrischen Morgen! Um 5 Uhr auf dem freien Felde zu spaten, bot einen Genuß von nie gekannter Schönheit. Man genoß Himmel und Erde und sich selbst in einer Stärke, wie vielleicht nur droben in den Bergen. Alle Energien des Körpers, des Denkens und des Gemüts schienen in Funktion. Die Arbeit war einem zum



Aus Niklaus Manuels Totentanz: Links: Jakob vom Stein; einer der Führer der Berner im Pavia-Zug von 1512. Rechts: Dirne in der offiziellen Cracht. Oben das freiburgische Geschlechtswappen Arsent mit den nicht zu deutenden Initialen W. R. S. (Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

Spiel in des Wortes tiefem Sinne geworden, zur Gelegenheit, alle in Menschen ruhenden Kräfte spannungsvoll zu betätigen und sie darob wachsen zu fühlen. Während ich voll Lust spatete, fuhr ich fort zu spintisieren. Was sollte die Arbeit außer dem Broterwerb dem Menschen sein? Was dem Kinde das Spiel! Eine Gelegenheit zur Betätigung und Entfaltung möglichst aller in Menschen ruhenden Anlagen und Kräfte. Was haben wir daraus gemacht, was ist sie geworden? Das mißhandelte Mittel zum rein materiellen Zweck. Eine schrankenlose Profitwut und Erwerbsgier hatte die Menschen vor dem Kriege ergriffen, eine ungezügelter Konkurrenz, welche Berufsehre und Berufsgewissen mit Füßen trat und der Arbeit den innern Wert raubte. Die Arbeit konnte, durfte nicht mehr Ausdruck menschlicher Eigenart, Ausdruck der Persönlichkeit sein, zu der die Individualität des Menschen eben durch die Arbeit sollte ausreifen können. Da sah man Menschen ohne zwingende Not in der Gier nach Geschäftemachen sich klawisch an den Geschmack der Kundschaft anpassen, man sah sie noch tiefer sinken, indem sie unbekümmert um das seelische und physische Elend ihrer menschlichen Hilfskräfte die geringste Ware fabrizierten, die aber den Vorzug hatte, zu einem konkurrenzlosen Preis angeboten werden zu können. Diese Geschäftemacher fühlten die Verächtlichkeit ihrer Handlungsweise nicht und fühlten nicht, wie sie die Freude an ehrlichen Geschäften verdarben. Welches war denn das treibende Moment ihres draufgängerischen Tuns? Macht-hunger war's, Macht-hunger für die Firma, Macht-hunger jedes einzelnen, die Gier, möglichst viel Geld zu erwerben, um damit möglichst viel Rauffkraft zu erobern und damit Macht und Einfluß in der Gesellschaft abends und des Sonntags.

Diese Menschen suchten und fanden in ihrer „Arbeit“ ihr besseres Ich nicht mehr. Aus der Gottesgabe war ein Teufelswerk geworden, das die Menschen in die Tiefe zog. Es kam die Weltkatastrophe als naturnotwendiger Zusammenbruch dieser Arbeits- und Lebensauffassung. Die

gen, die der Krieg gebracht hat, fähig seien, glücklichere Verhältnisse zu schaffen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn es im alten Stil und Tempo weitergehen sollte. Wer einmal die Geschichte des Weltkrieges zu schreiben unternimmt, der sollte nicht vergessen, in der Darstellung der tiefen Ursachen der Verderbnis des Erwerbslebens nachzuforschen und ein Kapitel zu überschreiben mit den Worten „Die Menschen hatten die Freude an der Arbeit verloren“. Und wenn die Menschheit durch den Krieg fähig geworden ist, die Freude an der Arbeit zurückzugewinnen, ihr wieder die Seele zu geben, dann war kein Opfertod umsonst.

„Schon wieder schuftet!“ tönte es vom Wege herüber und weckte mich von tiefem Sinnen auf. Ein junger unbekannter Arbeiter hatte gerufen. Er brachte mich aufs neue ins Sinnen, während der Spaten emsig weiterarbeitete. Ja, ja, junger Mann, du bist auch ein Opfer der Zeit; dir ist es unerfindlich, wie man morgens um 6 Uhr schon an der Arbeit sein kann. Kennst du nur ein Muß, kein „ich will“? Du nennst schuftet, was ich als glückvolle Wohltat empfinde. Ihr jungen Leute sucht und holt nichts mehr in der Arbeit als Geld. Darum bringt ihr so wenig mit, so wenig Pflichtgefühl und Treue zum Kleinen und tragt so wenig heim, innerlich eine Leere und im Portemonnaie Geld, das so wenig abträgt — nicht erst in dieser Zeit der Teuerung! — wenig abträgt, weil es nicht mehr wert ist wie die Gesinnung, mit der man es verdient hat. Habt ihr diese Gesinnung mit auf die Welt gebracht? Doch nicht. Ihr seid in eine unglückliche Zeit hineingeboren worden, und die Erziehung, die euch zuteil geworden ist, sie hat euch wohl gefallen. An den Früchten sollt ihr sie erkennen. Woher kommt es, daß wir in unserer Menschenversorgung so viel Fallobst haben und so viel frühe Sorten, die bald genossen sein wollen?

Das Obst stammt von Bäumen. Einem Baume gleicht auch der Mensch. Wie dieses Pflanzengebilde nach Luft hungert und gemäß seiner Eigenart seine Nester streckt, so

Menschen stürzten sich voll Sehnsucht ins große Erleben.

Tausende haben in dem entbehrungsollen Dasein in den Schützengräben oder in der Stille durchwachter Nächte auf Schilddachposten Gelegenheit gefunden, über den Sinn und den Wert des Lebens nachzudenken und dürsten nun nach friedevoller, nützlicher und beseelter Arbeit. Soll auch für uns Schweizer aus dem ungeheuren Geschehnis etwas Gutes zu erwarten sein? Es ist an uns, das Gute herauszusuchen. Gerade wir Berufsberater haben die große schwere Aufgabe, die Menschen zum Umdenken zu bringen, sie zu lehren, in der Arbeit mehr als ihren Broterwerb zu sehen, die Menschen zur Erkenntnis fähig zu machen, daß die Arbeit wieder sein soll, was sie richtig ausgewählt, erfährt und aufgefaßt sein kann. Wir müssen den Glauben haben, daß die Erfahrungen

will der Mensch bewußt und unbewußt seine vererbte Veranlagung entwickeln. Diese Veranlagung ist stärker als Erziehung und Lebensumstände.

Um diese Anlagen zu entwickeln, bedarf es der materiellen und ideellen Existenzmöglichkeiten. Je weniger Entwicklungsmöglichkeit der Mensch in seiner Arbeit finden kann oder zu finden fähig ist, umso mehr sucht er sie nach der Arbeit, umso mehr verlegt er das Schwergewicht der Kraft neben die Berufsarbeit, umso größer ist dadurch die Gefahr, daß die materielle Existenz geschwächt werde. Die Natur der durch die fortschreitende Arbeitsteilung verursachten einseitigen Berufsarbeit zwingt aber zu einem Korrektiv. Ist nicht die Gartenarbeit vom wohlthätigsten eines? Macht sie nicht wieder munter zur Tagesarbeit wie keine der Nebenbeschäftigungen? Wer deren Wohlthat an sich selbst erlebt hat, möchte den Krieg preisen; denn ohne dieses alles Denken und Geschehen revolutionierende Ereignis hätte der Städter, hätte der Fabrikarbeiter der Industriedörfer die Scholle nicht wieder gefunden . . .“

Der Friede.

Eine Fabel. Von Walter Schweizer.

Dort wo entfernte Bergeshäupter sich ruhig sonnen, wo die vielen Gipfel schneeweiß und blendend herniederfäubern, wo grüne Bergweiden von eiskalten Wasserlein durchzogen sind, wo riesige Granitblöcke verstreut umherliegen von Alpenrosengestäude umwuchert, dort — dort lebte vor vielen, vielen Jahren ein Einsiedler. Der war so fromm und heilig, daß es ihm vergönnt war, mit Gott von Angesicht zu Angesicht zu sprechen und auch dem Teufel war es erlaubt, den Einsiedler unter allerlei Gestalt in Versuchung zu führen. Weil er sich nun so gut mit beiden vertraut, beschloß der Einsiedler, zwischen den beiden, Gott und dem Teufel, Eintracht zu stiften.

Zuerst sagte er zu Gott etwa dies: „Herr, du mächtiger Gott, täglich mußt du sehen, wie dein Erbfeind dir durch seine Künste und Ueberredungen viel Seelen der armen, einfältigen Menschen raubt. Ich glaube daher, daß du gut daran tätest, und es ein weit geringeres Uebel wäre, wenn du dich mit dem Erbfeinde veröhntest, ihm die Verfehlungen vergäbest und wieder sein Freund würdest. Er müßte ja dann sein böses Tun aufgeben und viele, viele arme Seelen würden gerettet.“

„Gut“, antwortete der Herrgott, „ich bin einverstanden, wenn er seine Fehler einzieht.“

Da freute sich der alte Einsiedler, strich schon vergnügt seinen langen weißen Bart und glaubte gewonnenes Spiel zu haben.

Als nun der Teufel etwas später wieder einmal zu dem Einsiedler kam, und die beiden auf einem großen Steine saßen, hub der Einsiedler mit bewegter Stimme an und fragte, welchen Nutzen er denn eigentlich von all den armen Seelen hätte, die er da in die Sünde schlepe. Er hätte doch weiter keinen Vorteil und schade nur sich selbst. Die armen Menschen hätten ihm doch nichts getan. Es wäre gewißlich viel besser, wenn er sich mit Gott ausöhnte, denn dadurch wäre er aller Sorgen und Plagen ledig, die er so nutzlos und wegen seiner unsinnigen Feindschaft trüge. Noch viele andere und ebenso triftige Gründe führte der alte treue Einsiedler an und sagte dem Teufel, daß sich alle Feindschaft mit wenigem guten Willen und noch weniger Worten beilegen ließe.

Der Teufel ließ sich überreden und meinte schließlich, er wäre einverstanden, Frieden zu machen, aber er müßte vorher wissen, wie der Einsiedler das machen wollte.

Dieser antwortete ihm, das laße sich mit vier einfachen Wörtchen machen, die hießen: „Peccavi, Domini, misereri mei“ „Herr, ich habe gesündigt, erbarme dich meiner!“

„Schön“, entgegnete der Teufel, „aber wer soll denn zuerst diese vier Wörtchen sprechen — er oder ich?“

„Natürlich du, lieber Teufel!“

„Ich? — das geschieht nimmermehr!“

Und voller Zorn entwich der Teufel und mied fortan den guten, alten Einsiedler.

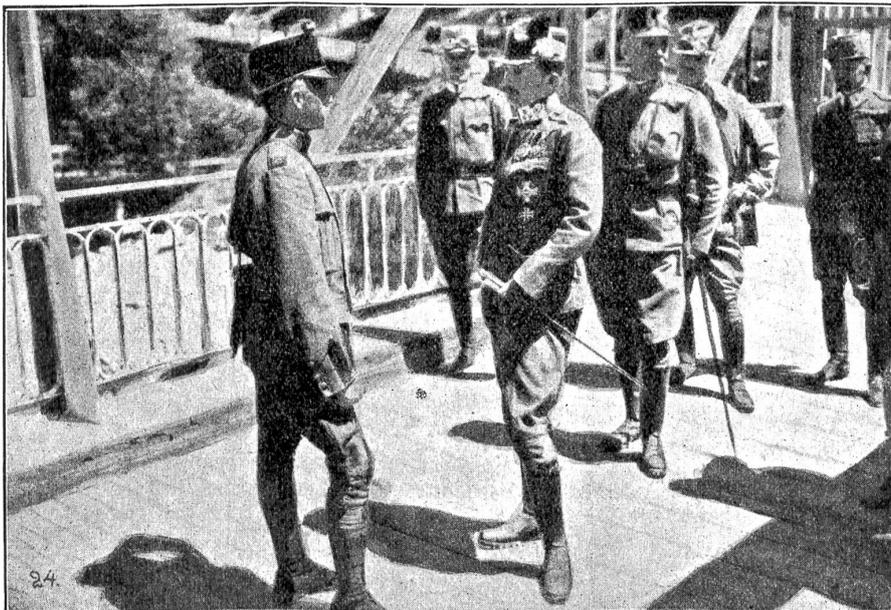
Krieg und Frieden.

Bericht vom 25. Juli bis 1. August.

Der deutsche Admiral v. Holendorff erklärt, daß in der Versorgung der Entente vorübergehend eine Besserung eingetreten sei. Nichtsdestoweniger bleibe die Schädigung des Feindes ungeheuer. Unerwähnt bleibt dabei die Tatsache, daß die U-Boote 1,250,000 Amerikaner auf französischen Boden landen ließen. Immerhin straft Holendorff die Verheißungen Tirpitzens und der Seinen, die Englands Entkräftung in kurzer Frist verhießen, Lügen.

Der vorausgesehene deutsche Rückzug im Tardenois vollzog sich unter bemerkenswerter Aktionsfreiheit, nachdem die Ententetruppen unter großen Opfern nördlich des Durcq über Dulchy-le Chateau und la Ville bis Grand Rozay, an der Marne vom Brückentopf Saulgonne nordwärts und zwischen Marne und Reims bis nördlich Donnans vorgezogen waren. Gegenwärtig wird die neue Linie Cugny-Fère en Tardenois-Ville en Tardenois herant, um die Deutschen hinter die Vesle zurückzuwerfen. An der englischen Front regen sich zahlreiche Flieger zu beidseitigen Erkundungen.

Die amerikanischen Truppen schieben sich allerorten als Reserven und Aktive in die Fronten der Verbündeten ein, auch in die italienische. Jenseits des Ozeans taumelt man in einem heiligen Wahne, wie vor bald einem Jahrtausend die Christenheit, als es den Kampf um das heilige Grab galt. Der offizielle Arbeiterführer Samuel



Kaiser Karl im Tirol: Der Monarch spricht bei Martinsbrück mit dem Schweizer Grenzsicherungs-offizier.